

FlusstrIBUTE

Seit Anbeginn der Zeiten, als die ersten Menschen begannen, die Welt zu besiedeln, waren Flüsse die Quelle von Wohlstand und Handel. Sie bildeten Brücken zwischen fremden Kulturen und Glaubensrichtungen. Adern des Lebens wurden sie von allen grossen Religionen verehrt und respektiert. Die Flussgötter, sei es Ganga, Acheloos, Tiberinus, Rhenus oder Danuvius, sahen die Nutzung des fliessenden Wassers durch die Siedler und liessen sie gewähren. Die Menschheit gedieh und florierte, bald prägten Siedlungen gross und klein die Flussufer. Machtgelüste und Gier störten alsbald den friedlichen Lauf der Dinge. Um dem Treiben der Menschen Einhalt zu gebieten, begannen die grossen Flüsse von den Flussschiffern einen Tribut zu fordern. Einen Preis, den alle zu entrichten hatten. Sklaven wie Fürsten, Christen wie Moslems, Zuhälter wie Priester. Jede Fahrt kostet seither ihren Preis. Die Gesichter der Flussschiffer sind die stillen Zeugen.

Er lenkt das Boot mit unaufgeregten Bewegungen, die sein Können zelebrieren. Es macht Freude, ihm bei der Arbeit zuzuschauen. Schon oft hat Robert, Fährimaa der Ueli-Fähre, mich über den Rhein geschifft. Jede Fahrt ist anders, der Fluss ist im stetigen Wandel. Schneller ist der Weg über die Dreirosenbrücke, aber die Magie des Wassers hilft mir beim Abschalten. Abends gönne ich mir diese Auszeit vom Alltag.

Es ist ein trüber Tag im Frühherbst, das Rheinufer kommt langsam zur Ruhe, erholt sich vom Sommertrubel. Dazu passend Robert, der stoisch das kleine Schiffchen von Ufer zu Ufer dirigiert. Er hat eines jener Gesichter, in denen die Zeit stehengeblieben ist. Das Gesicht eines Seemannes. Nur Bergler haben ähnliche Gesichter, geschliffen von der Natur. Als wären sie aus Holz geschnitzt. Roberts Blick ruht konzentriert auf den Strömungen und einmal mehr frage ich mich, wie alt er ist. An manchen Tagen wirkt er jung, an anderen uralte. An jungen Tagen strahlt Schalk aus seinen Augen, nur sanfte Krähenfüsse treten hervor. Heute aber wirkt er bejahrt, tiefe Furchen ins Fleisch eingegraben, die flache Sonne stellt die Konturen heraus.

Mir kommt in den Sinn, was er kürzlich erzählte, als er eine neugierige Horde Kinder über den Rhein schiffte: *Seht ihr meine Runzeln? Jede steht für einen Fluss. Diese hier ist der Rhein, diese hier die Elbe. Hier sind Neckar, Wolga und Dnepr. Befährt man einen Fluss, dann hinterlässt er seine Spur im Gesicht und auf der Seele. Und mit jeder Fahrt gräbt er sich ein bisschen tiefer. Es ist der Preis, den wir an den Fluss bezahlen. Er erinnert uns daran, dem Fluss Respekt zu zollen. Höchstens hundertmal darf man einen Fluss befahren, dann muss man aufhören, sonst gräbt sich der Fluss zu tief. Ich bin jahrelang auf allen grossen Flüssen gefahren, jeden neunundneunzigmal. Drum sehe ich aus wie ein knorriges Stück Holz.*

Aus einer Laune heraus frage ich ihn: «Warst du wirklich Flussschiffer?» Ich erschrecke über meine Worte, kaum ausgesprochen, erscheinen sie mir unpassend. Robert zeigt keine Reaktion. Ich beruhige mich, er hat mich nicht gehört. Dann kommt seine Antwort: «Fast dreissig Jahre lang, zunächst als Matrose, später als Steuermann.» Die Schwere dieses Zeitraums hängt für einige Sekunden in der Luft.

«Es war eine Notlösung.» In seiner Stimme hallt die Vergangenheit nach. «Seit Kindesbeinen wollte ich zur See fahren, träumte von Freiheit und Entdeckungen. Der grossen, weiten Welt. Mit zwanzig wurde mein Traum Wirklichkeit, ein Jahr war ich unterwegs auf offener See, aber ich kam mit dem Meer nicht zurecht. An die Weite, die Leere konnte ich mich nicht gewöhnen. Besonders nachts erdrückte sie mich, die Schwärze, an der man sich nicht festhalten kann. Es war zu viel für mich, aber ich war stur. Aus Ohnmacht wurde Angst, dann Panik. Aus dem Traum wurde ein Albtraum.» Der Geschmack zerbrochener Träume liegt in seinen Worten. «Reiner Zufall brachte mich zur Flussschiffahrt. Das war meine Rettung, ich bin sicher, das Meer hätte mich sonst ausgebrannt.»

«Mir war der Fluss nicht so gnädig. Meine Träume liegen auf dem Grund des Rheins», flüstere ich. Ich spüre den altbekannten Schmerz. Ich bin froh, dass Robert nicht nachfragt und stattdessen weitererzählt: «Auf dem Fluss fühlte ich mich wohler. Jedes Flussschiff ist ein Mikrokosmos auf Zeit. Losgekoppelt und doch stets in Reichweite des Rests der Welt. Scheu verbindet es sich nur ungerne mit dem festen Boden. Kaum angelegt, zieht es bald wieder weiter. Am meisten faszinierte es mich, ständig an einem neuen Ort zu erwachen. Wie im Zug kam es mir manchmal vor, als würden wir stillstehen und die ganze Welt würde an uns vorbeiziehen. Trotzdem träume ich auch heute noch vom Meer. Am meisten vermisse ich das Salz in der Luft. An den Händen. Auf den Lippen.»

Wir sind am anderen Ufer angekommen, aber ich mache keine Anstalten, aufzustehen. Unser Gespräch scheint mir noch nicht beendet. Wortlos legt Robert das Ruder um, das Schiffchen macht sich auf den Weg zurück, während wir beide eine Weile unserer Vergangenheit nachhängen. Ich versuche mir vorzustellen, wie es wäre, auf einem Containerschiff den Rhein zu befahren. Wochen und Monate unterwegs zu sein, Basel nur ein weiterer Hafen von vielen. Ich sehe mich als Schiffsführer, unter mir hundertfünfzig Meter Schiff, vor mir stapeln sich die Container. Ich halte das Steuer, spüre die Kraft des Wassers, wie es meine tausend Tonnen umspült und mich am Ufer zerquetschen will. Zweitausend Pferdestärken bringen die Stahlhülle zum Vibrieren, sie brüllen, aber retten mich vor den Naturgewalten. Fünfundzwanzig Jahre zuvor hatte ich weniger Glück als in meiner Fantasie. Damals standen die gepackten Koffer schon bereit. Wir wollten Basel, die kleine Schweiz, verlassen. Der Rhein liess es nicht zu und machte aus dem Wir ein Ich. Nachher ging es nie mehr, mein Mut war verbraucht. Der Anblick der wartenden Koffer in meinem Zimmer war unerträglich, aber der Gedanke, sie auszuräumen. Er ging nicht. Unmöglich. Ihr Bild brannte sich auf ewig in mein Gedächtnis. Nach vielen Tränen wurden sie schlussendlich doch ausgepackt, jedes Stück ein Abschied.

Wir erreichen das Dreirosenufer, zum Glück ist der kleine Steg menschenleer. Ich brauche noch einen Moment der stillen Zweisamkeit. Robert legt wiederum das Ruder um: «Diese Fahrt geht noch aufs Haus, nachher kostet es aber extra.» Ich höre sein sanftes Lächeln, ohne mich nach ihm umzuschauen. Eine Möwe zieht kreischend über uns hinweg, als wollte sie auch etwas zu unserem Gespräch beitragen. Wir heben unsere Blicke, fliegen einige Sekunden mit ihr mit. Das blecherne Schweizerfähnchen tanzt auf dem Drahtseil.

«Der Fluss war die Rettung für mich», ein einfacher Satz. Für mich ist es ein schwieriger Gedanke, es kostet mich Überwindung, ihn zu erlauben. Noch heute. Lange war ich wütend auf ihn. Den Rhein. Es kümmerte ihn nicht, was passiert war. Ungestört ging er einfach weiter seiner Wege.

«Auf dem Meer war ich nie mehr.» Robert reisst mich aus meinen Gedanken. «Eines Tages werde ich noch einmal hinfahren. Als Versöhnung sozusagen.» Ein neckisches Lächeln hebt Roberts Gesichtslandschaft hervor. «Wenn ich genug gesehen habe, dann fahre ich noch ein letztes Mal runter. Fahrt Nummer hundert.»

Kurz darauf sitze ich auf einer Bank im St. Johannis-Park, das Gespräch mit Robert hängt mir noch im Kopf. Die Vorstellung der beiden Koffer kommt mir auf einmal nicht mehr ganz so unerträglich vor. Vielleicht gibt es Zeit, sie noch einmal zu packen. Meine Hundert sind noch nicht voll.

Die Flussgötter lassen jeden Schiffer spüren, wann es Zeit ist, ein letztes Mal aufzubrechen. Dann rufen sie ihn nach Hause.